

William Shakespeare: Othello (Thalia Theater Hamburg)

Ein Sprachgestus, wie ihn die Othello-Inszenierung von Luk Perceval zur Anwendung und damit zum Vortrag bringt, erfreut sich in liberalen Gesellschaftsordnungen mittlerweile nicht unerheblicher Verbreitung, wozu audiovisuelle Medien mit Sicherheit beigetragen haben; - zudem mag der bloße Hinweis auf urbane sog. Vergnügungsviertel hier genügen. Insofern hat eine Sprache, die sich zuvörderst vulgären bis pornographischen Inhalten und Ausdrucksformen verschreibt, gegenüber früheren Zeiten an Provokationskraft merklich eingebüßt. Um einem möglicherweise müden Lächeln des Publikums angesichts von Wendungen und verbalen Versatzstücken, die in gesellschaftlichen Subkulturen und z.T. nicht nur dort längst ihren festen Platz behaupten, vorzubeugen und die vermeintlich notwendige Wirkungskraft der hier in Rede stehenden Sprachvariante zu erreichen, sind Zuspitzung, Häufung, Ballung und Aufdringlichkeit offensichtlich erforderlich.

Vulgär- und fäkalsprachliche Brocken werden im „Othello“ in der Bearbeitung von Feridun Zaimoglu und Günter Senkel mit einer derartigen Wucht gegen das Publikum geschleudert, dass die Aufmerksamkeit des (unbedarften) Zuschauers zunächst durch Übertreibung und Provokation irritiert, sodann in erster Linie von allen Fragen, die sich um die Sprachgestalt der vorliegenden Inszenierung ranken, d.h. von Fragen insbesondere textkritischer, ästhetischer sowie gesellschaftspolitischer Art, in Anspruch genommen wird. Andere Seiten des Stückes drohen dabei bedauerlicherweise aus dem Blick zu geraten. Die einzelnen Komponenten der zum Standardrepertoire klassischer Theaterkultur gehörenden Tragödie von Shakespeare gerade über den Weg der Inszenierung in einer relativen Balance zu halten, käme dagegen einem emanzipatorischen Gedanken näher als die Verselbstständigung eines einzelnen, im vorliegenden Fall konstitutiven Elements, das in seiner Eigendynamik dann auch eine gewisse Hegemonie sich anzumaßen im Begriffe steht. Bei abwägender Beurteilung der hier gebotenen Inszenierung stellt sich letztlich die Frage, ob nicht die Präsentation eines Klassikers, die doch das kritische Bewusstsein des Zuschauers gerade im Hinblick auf Herrschaft und Konvention zu fördern und zu sensibilisieren beabsichtigt, selbst eine Art von Herrschaft etabliert, wenn sie dem Bann einseitiger Fixierung nicht hinreichend zu widerstehen vermag. Es ginge hier dann um die Herrschaft einer sich monomanisch gerierenden Sprache, die in ihrer Penetranz die Schauspieler ebenso wie das Publikum zur Unterwerfung unter ihren Duktus zwingt. Insofern ließe sich auch von der „Dominanz der einen Seite“ sprechen, die dem Rezipienten ihre Deutung von Gesellschaft und Individuum aufdrängt. Oder, um es noch einmal anders zu formulieren: Ein autoritativer Anspruch stünde im Mittelpunkt des Theaterstückes, - ein Anspruch, der die Reaktion der Zuschauer fast ausschließlich auf den hier sehr spezifischen verbalen Ausdrucksgestus und damit auf einen die menschlichen Wahrnehmungspotenziale mächtig vereinnahmenden singulären Aspekt mit Nachdruck zu lenken sich anschickt. Das Lachen des Publikums an manchen Stellen der Aufführung könnte eine Art Befreiungsakt aus solchen Zwängen darstellen, macht es doch deutlich, dass der hier bezeichneten Sprache keinesfalls die auf den Inhalt des Stückes bezogene Relevanz, die sie für sich vermutlich reklamiert, beigemessen wird. Von ihrer Intention her will diese Sprache wohl ernst genommen werden, denn es geht in dem Drama, mehr noch in der Inszenierung selbst, nicht zuletzt um eine Veranschaulichung von Brutalität und Verrohung in der Welt.

Die Tragödie gibt Aspekten soldatischen Lebens konkrete Gestalt- die Inszenierung verschärft das Milieu von Soldaten, so der Kommentar des Intendanten Joachim Lux -, darüber hinaus ist das Geflecht ihrer Handlungselemente auszulegen auf dem Hintergrund damaliger sozialer Strukturen in ihrer Verknüpfung mit Individuen, mit Herrschaftsträgern, Entmündigten und Beherrschten. Othellos Eifersucht zieht die Aufmerksamkeit von Leser und Theaterbesucher verständlicherweise ganz besonders auf sich, gleichwohl wird der Blick auch geöffnet für die gesellschaftlichen Bedingungen sowie Erscheinungsformen menschlichen Handelns und Wirkens, für Aspekte wie Autorität und Unterwerfung, Anpassung und Auflehnung. Dass die Bewusstseinsschärfung des Rezipienten für diese Komponenten des Dramas in der aktuellen Inszenierung am Hamburger Thalia Theater durch die weitgehende Überschichtung mit einer sich ziemlich penetrant subkultureller Ausdrucksformen bedienenden Sprache ins Abseits zu geraten droht, ist bedauerlich, gerade doch angesichts mancher schauspielerischen Glanzleistung.

Der Applaus für die Aufführung war respektabel. Hier ist, wenn nicht ausschließlich, so doch in erster Linie die eben angesprochene Kunstfertigkeit der Akteure in Betracht zu ziehen; auch die Leistung des Pianisten Jens Thomas sei lobend hervorgehoben. Insgesamt handelt es sich um eine Inszenierung, die auf Streitbarkeit hin angelegt ist und aus diesem Grund durchaus zu Recht ihren Platz im Standardprogramm des Theaters gefunden hat.